

Patricia Brooks
Der Flügelschlag einer Möwe

Roman

VERLAG
WORTREICH

Milo
2018 - Triest

Fünf Uhr dreißig. Milo tastet unter dem Kopfkissen nach dem Handy und bringt das nervöse Piepsen des Weckalarms zum Verstummen. Antonella seufzt im Halbschlaf. Er beugt sich zu ihr hinüber und küsst sie auf die Stirn. »Gut geschlafen?« fragt er.

Antonella schüttelt den Kopf.

»Es wird ja nicht mehr lange dauern«, sagt er aufmunternd.

»Ja, zum Glück.« Sie setzt sich auf und streicht sich über den Bauch, der rund und prall ist wie eine Wassermelone. Die geschwellenen graublauen Adern an ihren Händen schimmern durch die Haut. »Freust du dich drauf?«

»Klar.«

»Auch auf die Geburt?« Hinter der Frage liegt ein Lauern, das ihn auf der Hut sein lässt, er darf sich nicht in einem Wort, einem Ton vergreifen. Sie ist empfindlich in diesen Tagen.

»Sicher! Ich kann es gar nicht erwarten«, sagt er und meint es ernst.

Sie verzieht skeptisch den Mund, als glaube sie ihm kein Wort, aber sie scheint zufrieden mit der Antwort.

Milo geht ins Badezimmer und duscht. Eingehüllt in den Duft von Zitrone und Moschus seift er sich ein und spült den Schaum mit einem kräftigen Wasserstrahl ab, der ihn munter macht. Danach rasiert er sich vor dem Spiegel, zieht glatte Streifen, einen nach dem anderen, mit dem Rasierer in den weißen, cremigen Schnee, bis die vertrauten Konturen seines Gesichtes, das breite Kinn, die hohen Backenknochen, frisch und sauber wieder hervortreten. Er sieht gut aus und seinem Vater sehr ähnlich. Das sagt seine Mutter schon seit Jahren, und er hat es immer als Wunschvorstellung abgetan, aber seit Antonella und er das Kind erwarten, sieht er es auch. Oder er erlaubt sich, es zu sehen. Jetzt, da er selbst Vater wird, kommt sein Vater, an den zu denken all die Jahre zu schmerzhaft war, zu ihm zurück. Er erkennt in seinem Spiegelbild den hochgewachsenen Mann mit dem dunklen Haar, der immer ordentlich gekleidet war, wieder. Ein Mann, der die Augen der Frauen auf sich gezogen hat, das ist Milo sogar als Kind aufgefallen, und es hat ihn mit Stolz erfüllt, weil er sich in dieser Bewunderung mit eingeschlossen fühlte.

Als er aus dem Bad kommt, findet er, Antonella sieht blass und müde aus. Sie stemmt die Hände in den Rücken und streckt das Kreuz durch. Er umschlingt ihre Hüften und legt das Ohr an ihren Bauch. »Ist es schon wach?«

»Nein, es schläft noch.«

»Es schläft die ganze Zeit. Das wird ein Faulsack.«

Antonella lacht und schiebt ihn sachte von sich. »Es hat doch keinen Platz mehr, sich viel zu bewegen.« Sie füllt Wasser und Kaffeepulver in die silberne Schraubkanne und stellt

sie auf den Herd. »Mädchen oder Junge«, fragt sie, »was glaubst du?« Es ist ein Ratespiel, sie haben sich bei den Ultraschalluntersuchungen nicht sagen lassen, ob es ein Mädchen oder ein Junge ist, und sie freuen sich auf die Überraschung.

Milo nimmt das Brot aus dem Stoffsack, schneidet es auf und belegt es mit Käse und Tomatenscheiben. »Mädchen«, sagt er, »heute glaube ich ganz fest, es wird ein Mädchen.«

»Hmmm, ja, vielleicht.«

»Wir werden es ja bald erfahren.« Er schlichtet die Brote in eine milchiggrüne Plastikdose, legt auf jedes eine unbelegte Brotscheibe drauf und packt die Dose in seinen Rucksack. Der Kaffee beginnt zu sprudeln. Antonella greift nach einem Geschirrtuch, um die heiße Kanne vom Herd zu nehmen. Milo entwindet ihr das Tuch. »Komm setz dich, ich mach das schon.«

»Du musst mich nicht wie ein rohes Ei behandeln«, sagt sie, »ich bin bloß schwanger.«

»Eben, also setz dich.« Er stellt Milch und Zucker auf den Küchentisch und schenkt den Kaffee in zwei Tassen. »Magst du etwas essen?«, fragt er.

Sie sieht unschlüssig drein. »Später. Mir ist ein bisschen flau im Magen.«

»Du solltest zum Arzt gehen.«

»Der kann mir da auch nicht helfen.«

»Wer sonst?«

Sie winkt ab und löffelt zwei Häubchen Zucker in den Kaffee. »Ich bin nur müde, weil ich schlecht schlafe. Das ist normal, in den letzten Wochen vor der Geburt fühlt man

sich nicht mehr so fit. Das hat deine Schwester auch gesagt und sie hat immerhin schon zwei Kinder.«

Milo lacht und küsst sie frech aufs Ohr. »Ich glaube nicht, dass meine Schwester mit mir darüber gesprochen hat.«

»Du kannst das alles auch im Internet nachlesen«, sagt Antonella. Das Internet ist ihre neutrale Schiedsgerichtszone, in die sie pilgern, wenn sie unterschiedlicher Meinung sind, um herauszufinden, wer von ihnen recht hat.

»Ich glaub dir, mein Mädchen. Aber jetzt muss ich los.« Milo erhebt sich, stellt seine Kaffeetasse in die Spüle. Im Vorzimmer zieht er sich die Schuhe an und schlüpft in die Lederjacke.

Antonella ist ihm gefolgt. Sie schmiegt sich an ihn, und er spürt die Kugel ihres Bauches, der wie ein harter Fremdkörper zwischen ihnen steckt.

»Ruh dich noch ein bisschen aus. Ich ruf dich in der Mittagspause an.«

Die Baustelle liegt dreißig Kilometer von Triest entfernt am Rand des Naturschutzgebietes, rund herum Wald und gute Luft. Das bekommt man auf einer Baustelle nicht alle Tage geboten. Milo liebt die Natur, besonders Wälder und Berge. Bevor er Antonella kennengelernt hat, ist er an den Wochenenden oft wandern gegangen, stundenlang durch den Karst gezogen, auf schmalen, felsigen Wegen, durch Schluchten und an steilen Bergwänden entlang. Das Gehen füllte die Lungen mit frischer Luft und den Kopf mit frischen Gedanken. Es machte die Seele sauber, wie duschen den Körper. Als

er Antonella kennengelernt hat, war sie ein paar Mal mitgekommen, aber sie fand nicht so richtig Gefallen daran. Sie wollte am Samstag, wenn sie nicht zur Arbeit ins Kaufhaus musste, lange schlafen und am Nachmittag an den Strand gehen, in der Sonne liegen und abends mit Freunden im Restaurant essen oder im Kino einen Film ansehen. Aber vielleicht, denkt Milo, kann er das Kind später dafür begeistern. Dann wird er mit seinem kleinen Sohn oder seiner kleinen Tochter durch die Berge streifen, so wie sein Vater früher mit ihm.

Milo hat das Auto am Rand der Baustelle geparkt und schlägt den Weg zum Mannschaftscontainer ein. Hier oben am Fuße des Karstes ist der Frühling noch zögerlich, aber das sprießende Gras und die jungen Blätter auf den Büschen sind von elektrischem Grün. Der Polier, ein stämmiger Mann Ende vierzig, kommt ihm mit dem neuen Hilfsarbeiter entgegen. Ihre gelben Sicherheitshelme leuchten in dem trüben morgendlichen Wetter wie kleine Spielzeugsonnen. Er klopfte Milo im Vorbeigehen auf die Schulter. »Ciao. Alles klar?«

»Alles bestens«, erwidert Milo gut gelaunt.

Im Container riecht es nach Schuhen, Plastik und Schweiß, das erinnert ihn an den Turnsaal der Schule, in der seine Familie und er damals, als sie nach Italien gekommen sind, drei Wochen lang untergebracht waren.

Die Männer ziehen sich um, der kleine Rumäne sieht müde aus wie ein Kind. Mit seinen sechzehn Jahren und seinem schwächtigen Körper ist ihm die Arbeit auf der Baustelle zu schwer, und der Schlaf in der Nacht reicht nicht aus,

um sich davon zu erholen. Das sieht man ihm an. Aber er wird sich daran gewöhnen. Ernesto, der drahtige Zimmermann aus Umbrien mit dem kurzgeschorenen dunklen Haar erzählt einen Witz. Die Männer lachen. Milo tauscht seine guten Jeans, den Pullover und die Schuhe gegen die Arbeits-hose, einen Kapuzen-Sweater, die Sicherheitsstiefel und den Schutzhelm. Eine Jacke braucht er nicht, das Wetter ist eini-germaßen warm, wenn auch bewölkt, aber es sieht jetzt nicht nach Regen aus. Das ist gut.

Der gelbe Raupenbagger steht vor der Baugrube, dort, wo er ihn am Vortag abgestellt hat. Mit Schwung klettert er hinauf und startet die Maschine.

Der Polier studiert den Bauplan und gibt den Männern Anweisungen. Sie nicken. Er macht Milo mit der Hand Zei-chen, dass es losgeht. Die Baugrube ist zehn Meter breit und soll dreißig Meter lang werden. Hier wird ein neues Touris-tenzentrum entstehen. Ein Drittel haben sie bereits ausge-hoben. Milo bringt den Bagger in Position und legt seine Hände links und rechts an die Joysticks. Er führt den Aus-leger nach vorne und senkt ihn auf den Boden. Die Zäh-ne der Doppelschaufel bohren sich in die Erde, mit einem Hebeldruck schließt er sie, dann hebt er den Ausleger und schwenkt ihn nach links, löst den Biss der Schaufel und lässt die Erde auf den Aushubhaufen neben der Grube fallen. Der Polier und Mahad, der Somalier, stehen daneben und sehen ihm zu. Mahad ist Flüchtling, so wie Milo einer gewesen ist, aber ein neuer, er ist erst vor zwei Jahren von Afrika übers

Meer gekommen in einem Boot, das die italienische Marine aufgegriffen hat. Mahad hat Glück gehabt, dass er bleiben durfte. Aber vielleicht hatte er auch die richtige Geschichte. Geschichten von Armut oder Verfolgung haben sie alle, die nach Europa kommen, aber wenn es nicht die richtige Geschichte ist, müssen sie trotzdem wieder zurück. Mahad ist ein guter Bauarbeiter und er hat Erfahrung. Früher hat er auf einer Großbaustelle in Mogadischu gearbeitet. Mehr von seiner Geschichte will er nicht erzählen, und hier auf der Baustelle will auch keiner mehr darüber wissen. Das Unausgesprochene ist ein Sicherheitsabstand für alle Seiten. Jeder behält sein Leben für sich. Das, was man teilt, ist die Arbeit, man tauscht sich darüber aus und macht ein paar Witze. Das ist es dann auch und es ist genug.

Milo war acht Jahre alt, als er 1992 mit seiner Mutter und seiner kleinen Schwester von Bosnien über Slowenien nach Italien kam. Über Nacht ließen sie alles zurück, das Land, das Dorf, das Haus. Ein Nachbar und seine Frau nahmen sie mit dem Auto mit. Die Mutter wollte nicht weg, wollte warten auf den Vater. Aber der Vater kam nicht zurück. Nicht im Mai und nicht im Juni. Der Vater war auf keiner Liste. Auf keiner Liste der Lebenden, auf keiner Liste der Toten. Als die Korps der serbischen Freischärler anrückten, drängte der Nachbar die Mutter, sie müsse, wenn schon nicht um ihrer selbst willen, den Kindern zuliebe fliehen, das wäre sie ihnen schuldig. Hier war nichts mehr sicher, kein Haus, kein Dorf, kein Fleck im ganzen Land. Jeden Tag konnten sie kommen,

das Haus anzünden, die Männer verschleppen, die Frauen und Kinder erschlagen.

Der Nachbar fuhr sie durch das zerschundene Land. In Kroatien trennten sich ihre Wege, die Mutter meldete sich mit den Kindern bei einer Hilfsorganisation. Sie kamen für vier Tage in ein Flüchtlingslager, danach wurden sie weiter nach Slowenien geschickt in einem überfüllten Zug, eingepfercht mit zweitausend anderen Kriegsflüchtlingsen, alten Menschen, Frauen und Kindern. Es war Sommer und heiß. Sie saßen zusammengedrängt in den Abteilen, lagen in Gepäcknetzen, kauerten in den Gängen. In Slowenien durften sie nicht bleiben, der Zug wurde in Ljubljana durchgewunken. Endstation Triest. Im Turnsaal einer Volksschule schliefen sie auf Klappbetten und zerpflückten die Tage in kleine Hoffnungsschnipsel. Nach ein paar Wochen erhielten sie Bescheid, dass Italien ihnen vorübergehend Asyl gewährte. Sie bekamen eine Wohnstelle in der Nähe des Hafens zugewiesen, die sie mit einer anderen Frau und deren drei Kindern teilten. Milo und seine Schwester kamen in eine italienische Schule, wo sie anfangs kein Wort verstanden, und Milos Mutter fand Arbeit als Zimmermädchen in einem Hotel.

Milo gewöhnte sich im Laufe eines Jahres gut in Italien ein, es fiel ihm leicht, die Sprache zu erlernen, er schloss Freundschaft mit Schulkollegen, und das Essen schmeckte ihm auch. Er fing an Schweinefleisch zu essen, Spaghetti al ragù, Prosciutto und Salsiccia, Speisen, die er bei seinen neuen Freunden zu Hause kennenlernte. Seine Mutter schüttelte darüber den Kopf, aber sie verbot es ihm nicht. Sie waren

keine strenggläubigen Moslems, trotzdem hätte sie selbst niemals Schweinefleisch gekocht und schon gar nicht gegessen.

Wenn da nicht diese immer wiederkehrenden Träume gewesen wären, vom Fluss und den Leichen, die Erinnerung an den Gestank der Verwesung, der bei Südwind zu ihrem Dorf heraufgezogen war, die Ungewissheit über den Verbleib des Vaters, die allmählich zur Gewissheit wurde, dass er nicht mehr zurückkommen würde, hätte Milo sich in der neuen Heimat glücklich gefühlt. Und manchmal, wenn er die Vergangenheit ausblendete, war er es auch. Triest war eine freundliche Stadt und besonders der Hafen hatte es Milo angetan. Stundenlang konnte er rund um die Anlage streifen und die großen Schiffe, die Lagerhallen, die gestapelten Frachtcontainer, die Lastfahrzeuge, Hubanlagen und Kräne, die die Schiffe beluden und die Ladungen löschten, beobachten. Später einmal, wenn er erwachsen war, wollte er auch solche gewaltigen Maschinen steuern, und er stellte sich vor, dass sein Vater stolz auf ihn wäre.

In der Mittagspause sitzen sie im Mannschaftscontainer zusammen und packen das mitgebrachte Essen aus. Milo geht kurz hinaus vor die Tür und ruft Antonella an. Sie klingt erschöpft und kurzatmig, aber sie sagt, es gehe ihr gut, sie komme gerade vom Einkaufen und müsse sich nur ein wenig ausrasten, am Abend wolle sie Fisch kochen, sie habe Branzino gekauft. Darauf freut Milo sich. Sie sind jetzt drei Jahre verheiratet, als er sie kennenlernte, dachte er nicht, dass Antonella die Frau war, mit der er sein Leben verbringen

wollte. Er hat zwar nie eine bestimmte Vorstellung davon gehabt, wie eine Frau aussehen oder sein sollte, aber er hat sich immer zu großen blonden Frauen mit heller Haut und wasserfarbenen Augen hingezogen gefühlt. Antonella ist hübsch, aber genau das Gegenteil. Sie reicht ihm gerade bis zum Kinn und hat braune Augen und dunkelbraunes Haar. Er hat sie in einem Club an der Bar angesprochen, weil sie da stand und lächelte und die Blonde, auf die er ein Auge geworfen hatte, gerade mit einem anderen auf der Tanzfläche flirtete. Antonella war lebhaft und lachte gern, das gefiel ihm. Sie tanzten und er lud sie auf einen Mojito ein und dann auf einen zweiten. Er küsste sie an diesem Abend, weil es stimmig war, aber er versuchte nicht, sie zu verführen. Antonella war es, die ihn mit nach Hause nahm. Die Leidenschaft und Lust, die in dieser Nacht zwischen ihnen aufflammte, überraschte ihn. Er wollte Antonella danach wiedersehen, überprüfen, ob es ein zweites Mal so sein konnte, und sie waren nicht voneinander enttäuscht.

Am Nachmittag geht die Arbeit zügig voran. Milos Hände bedienen die Joysticks halb automatisch, halb im Rhythmus eines Songs, der im Radio gespielt wird. Er kennt den Song nicht, aber die nervöse, klare Frauenstimme funkelt wie Scherben aus Glas und Licht. Die Schaufel gräbt sich in das Erdreich, fasst einen Hub aus, schwenkt am Ende des Auslegerarms zur Seite, öffnet sich und schüttelt die rotbraunen Erdklumpen und Steineinschlüsse auf den konisch anwachsenden Erdhaufen. Er führt den Auslegerarm zurück in die

Ausgangsposition, senkt die Schaufel erneut, klappt sie auf, läßt Erde auf und hievt sie wieder hoch. Aus dem Augenwinkel sieht er, wie Mahad dem Polier an die Schulter tippt und in die Grube zeigt. Stopp, stopp! Der Polier winkt mit den Armen, macht ihm Zeichen, dass er innehalten soll. Milo kann nicht erkennen, was los ist. Ernesto sieht zu den beiden hinüber und auch der kleine Rumäne macht ein neugieriges Gesicht und legt den Spaten beiseite. Milo hält den Auslegerarm an, öffnet die Kabinentür und steckt den Kopf hinaus. Der Polier macht mit der Hand eine Bewegung, als drehe er einen Schlüssel im Zündschloss um. Milo stellt den Motor ab und klettert aus der Kabine. Er sieht es, bevor der Polier es ihm zuruft. Einen dünnen grauen Stecken zwischen den Zähnen der Baggerschaufel.

»Du hast einen Knochen ausgegraben.«

»Und da unten sind noch welche«, fügt Mahad hinzu.

Aus dem Erdreich ragt ein weiterer zwanzig Zentimeter langer Knochen heraus.

»Ist das von einem Tier oder einem Menschen?«, fragt der kleine Rumäne.

»Ich hoffe, es ist von einem Tier«, erwidert der Polier grimmig.

Mahad steigt hinunter in die Grube, geht in die Hocke und wischt mit den Händen die Erde beiseite. Ein dritter grauer Knochen taucht auf, daneben liegen verstreut ein paar kleinere Stücke, die aussehen wie Steinchen oder Figuren aus einem unbekanntem Brettspiel. »Das könnten die Knochen von einer Hand sein«, spekuliert er.

»Oder von den Pfoten eines Fuchses«, sagt Ernesto.

Der kleine Rumäne kramt sein Handy aus der Hosentasche und macht Fotos. »Wie kommt ein Fuchs so tief unter die Erde?«, fragt er. Die Männer lachen.

»Vielleicht hat auch jemand seinen Hund beerdigt«, erwidert Mahad und gräbt weiter. Plötzlich streckt er ihnen einen verwitterten braunen Männerschuh entgegen. »Ruf die Polizei, Chef«, sagt er.

Der Polier schiebt den Schutzhelm ein Stück zurück und reibt sich die Stirn. »Das hat uns gerade noch gefehlt!«

Milo kann nicht sagen, wie es passiert, mit einem Mal überkommt es ihn, während er neben dem Bagger steht und Mahad zu ihnen heraufklettert und sich die Erdkrümel von den Händen klopft. Es sind nicht die Knochen dieser fremden Leiche, die er da unten in der Grube sieht, es sind die Knochen seines Vaters, die irgendwo verscharrt liegen, in einem Wald oder auf einem Feld, in einem Fluss, einem anonymen Grab, alleine so wie dieser Tote hier, oder zusammen mit hundert anderen. Es dreht ihm den Magen um und er spürt, wie die Übelkeit in ihm hochsteigt.

»Alles in Ordnung mit dir?«, fragt Ernesto und reißt ihn aus seinen Gedanken.

»Ja.« Milo wischt sich mit der Hand übers Gesicht. »Ich habe an den Krieg gedacht, damals in Jugoslawien, an die Gräber«, erwidert er.

Ernesto deutet mit einem Kopfnicken auf die Grube. »Der da ist aber nicht aus einem Krieg.«

»Nein, vermutlich nicht.«

»Was mit dem wohl passiert ist?«, fragt der kleine Rumäne.

»Nichts, was man sich wünscht«, sagt Ernesto.

»Hat man ihn umgebracht?«

»Na, was glaubst du wohl, weshalb man ihn hier vergraben hat?« Ernesto holt eine Zigarettenschmuck aus der Jackentasche, steckt sich eine Zigarette in den Mund und zündet sie an. »Wir haben jedenfalls jetzt einmal Pause, bis die Polizei alles untersucht und die Knochen abtransportiert hat.«

»Können wir dann früher nach Hause gehen?«, fragt der kleine Rumäne hoffnungsvoll, »in einer halben Stunde ist sowieso Feierabend.«

»Rechne lieber damit, dass wir Überstunden machen«, erwidert Ernesto.

Die blauen Lichtkegel der Polizeiautos rotieren über der Baustelle. Der Polier kommt mit drei Männern in Zivil, gefolgt von vier Polizisten in Uniform zu der Fundstelle. Die Polizisten vermessen die Baugrube, zwei der Männer in Zivil ziehen sich Schutzanzüge, Überschuhe und Handschuhe an. Die Männer von der Baustelle sehen ihnen dabei zu, wie sie die freigelegten Knochen fotografieren, untersuchen, einsammeln und beschriften. Sie graben weitere Knochen aus, finden einen zweiten Schuh und drei Knöpfe aus schwarzem Kunststoff.

Der Commissario, der die Mannschaft befragt, ist um die fünfzig, spricht mit leiser, rauchiger Stimme und gibt sich zuvorkommend. Ein junger Polizist macht Notizen. Wann

haben sie mit der Arbeit begonnen, wann haben sie Pause gemacht, um wie viel Uhr haben sie den ersten Knochen gefunden, hatten sie davor schon einmal auf dieser Baustelle Knochen gefunden, oder Dinge, die Knochen ähnlich sehen, haben sie altes Werkzeug ausgegraben, Messer oder sonstige Waffen, mit denen man einen Menschen töten konnte, erinnern sie sich an etwas, das ihnen aufgefallen ist?

Milo fragt sich, wozu all diese Fragen gut sind. Dieses Skelett lag bestimmt seit Ewigkeiten in der Erde, kein Stück Fleisch hängt mehr dran, was spielt es da für eine Rolle, um wie viel Uhr sie es gefunden haben. Wichtiger ist, ob man je herausfinden wird, wer dieser Mann war. Und wieder denkt er an seinen Vater und wieder spürt er dabei die hilflose Wut, in die er seine Trauer eingekapselt hat. »Meinst du, dass sie nach so langer Zeit den Mörder noch finden werden?«, raunt Milo Ernesto zu, der neben ihm steht und raucht.

»Scheiß drauf. Wen interessiert das denn noch?«

Der Commissario wirft einen irritierten Blick zu ihnen herüber.

»Nichts für ungut, Commissario«, ruft ihm Ernesto zu.

»Die Familie«, sagt Milo. »Ich wünschte, die Leiche meines Vaters würde gefunden und wir könnten ihn anständig begraben, und ich wünschte, die Mörder würden zur Rechenschaft gezogen.«

»Und was hast du davon?«

»Gerechtigkeit.«

»Die gibt es nicht.«

Milo zuckt mit den Schultern. »Ich weiß.«

Nichts würde den Mord an seinem Vater sühnen. Für Mord gibt es keine Gerechtigkeit. Trotzdem wäre es eine kleine Genugtuung, wenn die Täter und ihre Anführer von dem Kriegsgerichtstribunal verurteilt würden.

Ernesto lässt den Stummel seiner Zigarette auf den Boden fallen und tritt ihn mit dem Schuh aus. »Wem auch immer der hier im Weg gewesen ist, spielt jetzt auch keine Rolle mehr, außer, dass der Commissario beschäftigt ist und wir nicht schon seit zwei Stunden bequem daheim vor dem Fernseher sitzen.«

Milo spürt das Vibrieren seines Telefons in der Hosentasche. Er ist enttäuscht, als er sieht, dass es nicht Antonella ist. Er hat ein schlechtes Gewissen, er hätte ihr Bescheid geben sollen, dass er sich verspätet. Die Nummer am Display kennt er nicht. Er hebt ab.

Die weibliche Stimme am anderen Ende ist fremd und freundlich. »Signora Beganovic?«

»Ja.«

»Ospedale di Cattinara. Sie sind der Ehemann von Signora Antonella Beganovic?«

»Ja.«

»Ihre Frau wurde mit der Rettung bei uns eingeliefert.«

»Was ist mit meiner Frau? Geht es ihr gut?«

»Ihrer Frau geht es den Umständen entsprechend. Sie hat eine schwere Eklampsie.«

Angst erfasst sein Herz und drückt es so fest zusammen, dass er kaum Luft bekommt. »Was heißt das? Was hat sie?«

»Das sind Krampfanfälle. Wir müssen sofort die Geburt einleiten.«

»Ich komme, so schnell ich kann.«

Er gibt Bescheid, dass er zu seiner Frau ins Krankenhaus muss, hört sich reden, ohne den Sinn seiner eigenen Worte zu verstehen. Er bemerkt nur die mitfühlenden Blicke des Poliers und des Commissarios.

Die Fahrt ins Krankenhaus kommt ihm ewig vor. Er macht sich Vorwürfe, dass er Antonella am Morgen nicht zum Arzt gebracht hat, es ist ihr da schon nicht gut gegangen. Und er verwünscht diese Leiche, derentwegen er nicht rechtzeitig zu Hause gewesen ist, um ihr beizustehen. Was ist das nur für ein Tag? Er zwingt sich durchzuatmen, ruhig zu bleiben, sich vorzusagen, dass alles gut wird. Er wird gleich bei Antonella sein. Antonella wird nicht sterben. Das Kind wird nicht sterben. Sie werden zu dritt eine Familie sein.

Endlich erreicht er das Krankenhaus, stellt das Auto am erstbesten freien Platz ab, läuft hinein, weiß nicht, wonach er an der Rezeption fragen soll. Die Geburtsabteilung, die Notambulanz? Er nennt Antonellas Namen. Und wieder dauert es eine schiere Ewigkeit, bis man ihm sagt, auf welcher Station sie untergebracht ist. Ungeduldig beobachtet er im Lift, wie die Stockwerke, eines nach dem anderen, aufleuchten. Die Schwester auf der Station führt ihn in ein Extrazimmer.

»Wie geht es meiner Frau? Und dem Kind?«

»Der Arzt kommt gleich«, sagt die Schwester ruhig.

An ihrer Miene kann er nichts ablesen. Sie verlässt das Zimmer, die Gummisohlen ihrer Schuhe zirpen unter ihren Schritten. Milo steht da, überwältigt von einem Gefühl der Hilflosigkeit. Er starrt aus dem Fenster auf den wolkgrauen Himmel. Sie haben sich alles so schön ausgedacht, so wie es in den Schwangerschaftsbüchern steht, die Antonella nach Hause gebracht hat. Sobald sich die Geburt ankündigte, würde er sie ins Krankenhaus fahren und die Wehen mit ihr durchstehen, bis das Kind zur Welt kam. Noch vor Antonella würde er sehen, ob es ein Mädchen oder ein Junge war. Es sollte ein großer Tag in ihrem Leben werden.

»Signore Beganovic!« Ein weißhaariger, aber jugendlich wirkender Arzt kommt durch die Tür auf ihn zu, reicht ihm die Hand. Der Druck auf der Brust ist unerträglich.

»Ich gratuliere, Sie haben eine gesunde kleine Tochter.«

Milos Herz springt auf, aber da ist noch die Sorge um Antonella. »Und meine Frau? Wie geht es meiner Frau?«

»Sie ist auf der Überwachungsstation, aber sie wird sich bald erholen.«

»Kann ich zu ihr? Und zu meiner Tochter?« Das Wort Tochter stolpert ein wenig ungenau aus seinem Mund, aber es erfüllt ihn mit unendlichem Stolz. Er folgt dem Arzt über den Flur und atmet ein wenig verlegen den warmen, schläfrigen Geruch von Frauen im Wochenbett ein, der sich mit dem antiseptischen Geruch des Krankenhauses mischt. Ja, er hat Glück gehabt, alles ist gut ausgefallen. Antonella und das Kind sind am Leben und sie sind gesund. Sie sind jetzt eine Familie. Hell und warm fühlt sich das Glück an.

Er ist unendlich dankbar. Aber ein leicht bitterer Geschmack schleicht sich in seine Freude ein, er hat etwas versäumt. Etwas Wichtiges. Etwas, das nicht mehr wiedergutzumachen ist.

Wegen dieses verfluchten Skeletts hat er die Geburt seines ersten Kindes versäumt.

Ende der Leseprobe

Im Buchhandel, oder online erhältlich.
Als Hardcover mit Schutzumschlag, oder als
eBook auf allen Plattformen